

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 306.

Donnerstag, den 31. Dezember 1908.

23. Jahrgang.

Der liebe Not.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

„Befehl von Rutting, ich soll dich mit nach Hause bringen!“
Der sah zum Himmel.

„Wir bekommen Regen. — Haltet Euch dazu Leute, bis Mittag muß hier das Ausmachen beendet sein!“

Der Vorarbeiter meinte, daß das schon möglich sei, die Leute gingen sehr wacker an die Arbeit.

Der Oberamtmann überblickte das Feld und sagte laut:

„Jawohl, ich bin zufrieden!“

Da arbeiteten Männer und Frauen noch einmal so emsig, denn sie wußten: der Herr Oberamtmann erkennt fleißige Arbeit auch an.

Mit freundlichem Gruße verließen Vater und Sohn die Leute.

Wenige Minuten waren sie gegangen, da prasselte der erste Regen herunter.

„Nach der Heimkehr komm auf mein Arbeitszimmer mit deinen Rechnungen. — Heinz, wir wollen das gleich erledigen, damit wir's los sind!“

Der ergriff des Vaters Hand.

„Wie gut du bist, — ist danke dir!“

„Gib dir Mühe, das nächste Jahr besser auszukommen, — Vorwürfe machen liegt mir fern, die Freude am Elternhause und an der Heimat will ich dir nicht verderben!“

Da trat eine Träne in Heinz' Augen. Wie er seinen Vater liebte, schon um dieser Worte willen!

Kutschmadennah kamen sie zu Hause an. Heinz ging sofort in die Küche, dort traf er seine Mutter und Fräulein Herbart an.

„Rutting, ich hab' nicht Wort gehalten, ich bringe es, der letzte Schuß war 'ne Dublette, drei alte Herren sind leider auch dabei, sieh nur die grauen Ständer, aber ich konnt' es nicht ändern, die Böcker lagen furchtbar fest und gingen fast immer auf einmal auf!“

„Schadet nichts, mein Junge!“

Dann ging er in seine Stube, zog sich um, nahm seine Rechnungen und begab sich zum Vater.

„Hier sind sie!“

Der blätterte sie mit ernstem Gesicht durch und gab ihm dann, ohne ein Wort darüber zu verlieren, einige Postanweisungen.

„Zieh die aus, Heinz, das Geld gebe ich dir heute nachmittag, du reitest rein nach Anklam, das Wetter macht dir nichts aus und gibst sie dort zur Post. Unser Bote braucht das nicht zu wissen!“

„Ich danke dir, Vater,“ der junge Offizier war rot geworden.

„Schon gut, — und nun wollen wir gleich 'ne Liste rausziehen, ich will nächste Woche 'ne Jagd geben, die Einladungen kannst du nach Tisch mit Fräulein Herbart schreiben, da geht's schneller!“

An dem großen Esstische saß am Nachmittage, während draußen der Regen an die Fensterscheiben schlug, Heinz Fräulein Herbart gegenüber, er füllte die vorgelegten Einladungskarten

(Nachdruck verboten.)

zur Jagd aus, sie schrieb die Ruberks. Rutting hatte auch am Tische mit einer Handarbeit Platz genommen. Ueber jeden der Eingeladenen riß der junge Offizier Bize, glossierte sie, erzählte recht drastisch Erfahrungen, die er mit ihnen gemacht. Da mußte sein neues Schwesterchen lachen.

„Na, Gott sei Dank, endlich stecken Sie mal ein recht vernünftiges Gesicht auf,“ sagte er zu ihr.

Und die Mutter wandte sich fragend an Alara.

„Nicht wahr, der Junge kann einem alle dummen Grillen vertreiben?“

Da wußte sie nicht, was sie darauf antworten sollte, sie nickte nur stumm mit dem Kopfe und schrieb eifrig weiter.

Als man mit Schreiben fertig war, ging Heinz in sein Zimmer, um seinen alten Reitanzug anzuziehen, dann begab er sich zum Vater, holte sich Geld und die Posttasche, die er umhing und kehrte in das Speisezimmer zurück. Fräulein Herbart hatte unterdessen die Briefe zugemacht und Marken auf die Ruberks geklebt.

„Na, Schwesterchen, alles fix und fertig?“

„Ja!“

„Schön, — und nun tun Sie mir noch einen Gefallen und schenken Sie mir einen Kognak ein, bei dem Hundewetter muß man sich vorher den Magen wärmen!“

Während sie das tat, steckte Heinz die Jagdeinladungen in die große Posttasche. Als sie ihm das Glas reichte, berührten sich ihre Finger, Alara Herbart senkte den Blick; er trank den Kognak in einem Zuge aus, stellte das leere Glas auf den Tisch und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Schwesterchen!“

Leise kam es von seinen Lippen, — liebevoll.

Da ging ein Zittern durch die junge Frauengestalt, er sah's, wie's kam, wußte er selbst nicht, er zog sie an sich und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihr braunes Haar. Aus ihrer Brust rang sich ein krampfhaftes Schluchzen. Wild wirbelte sein junges Blut in ihm auf, noch fester drückte er sie an sich — und sie ließ es geschehen, aller Widerstand war in ihr gebrochen. Ihren Kopf nahm er in seine beiden Hände und sah ihr tief in die Augen, da wußten sie beide, daß sie sich liebten.

Jochens schwerer Schritt ward an der Tür hörbar, der brachte sie zur Wirklichkeit zurück. Heinz stürzte hinaus an den Kutscher vorbei.

„Ich weiß schon,“ schrie er ihn an, „ich weiß schon!“

Kopfschüttelnd sah ihm der alte Mann nach.

Draußen schwang sich der junge Offizier in den Sattel und jagte hinaus in den Regen, der Stadt zu. Und das junge Blut tobte in seinen Adern. Wie sollte das enden? Wie sollte das enden? —

Nach anderthalb Stunden war Heinz schon zurück. Er begab sich sofort in sein Zimmer und blieb dort bis zum Abendbrot. Seine Gedanken wollte er sammeln, aber es gelang ihm nicht. Den Kopf in die Hände gestützt, sah er an dem einfachen Schreibtische, an welchem er als Kind seine Schularbeiten gemacht und starrte auf das Bild des Kaisers, das über ihm hing und unter

diesem befand sich von seiner Mutter Hand der Spruch gestickt: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Aber Heinz Nühling wußte nur eines, daß er haberte mit Gott und der ganzen Welt. —

Notdürftig hatte er seine Ruhe wieder, als er sich zum Abendessen hinunter begab. Ihm kam es vor, als sei Fräulein Herbart bleicher als sonst, vielleicht täuschte ihn das Lampenlicht, so redete er sich ein. Sie aber vermied ihn anzusehen. Nur wenige Worte wechselten sie bei Tische.

Als aber das Abendbrot abgeräumt war und Heinz wieder die Hand seiner Mutter ergriffen, kam eine nervöse Lebhaftigkeit über ihn, er hatte wohl bemerkt, daß ihn der Vater öfters prüfend angesehen.

Der sagte zu ihm:

„Schade, daß du in Frankfurt am Main nicht Onkel Reuter begrüßen konntest!“

Gott sei Dank, dachte Heinz, jetzt habe ich ein Thema!

„Ja, schade, Vater, Onkel ist leider recht hinfällig geworden!“

— Hat man Ihnen schon von ihm erzählt, Fräulein Alara?“

„Nein!“

Sie hästelte ruhig weiter.

„O, der ist furchtbar gut! Vater hat ihn bei der Attade von Mars la Tour 1870 rausgehauen, da sind sie gute Freunde geworden, er ist Großkaufmann in Frankfurt am Main und mein Pate. Wenn ich mal ein paar Tage Urlaub bekomme, fahre ich immer zu ihm, sind ja nur vier knappe Stunden von Straßburg. Seine Frau ist vor ein paar Jahren gestorben. Kinder hat er nicht. Ich hab' eine wundervolle Einrichtung, die hat er mir nach und nach zu Weihnachten und an Geburtstagen geschenkt. Ab und zu kommt auch 'ne Weinkiste, — aber nie schickt er mir Geld!“

„Finden Sie das denn merkwürdig?“, fragt Alara, sie sieht von ihrer Hästelarbeit auf.

„Gott, — wissen Sie, unser einer kann immer mal ein paar Dreier extra gebrauchen!“

„Ich bin anderer Ansicht, ich möchte kein Geld annehmen, das ich mir nicht verdient habe,“ sagte sie ernst.

Da lacht Heinz gepreßt auf.

„Wir Leutnants sind nicht so empfindlich, Fräulein Alara!“

Sie zuckt mit den Achseln und hästelt ruhig weiter. Der Vater aber denkt: Gott sei Dank, sie sind sich heute nachmittag in die Haare geraten, das ist mir lieb. Dann wendet er sich an Heinz.

„Da du Reservisten von Straßburg nach Berlin gebracht hast, konntest du Onkel auf dem Herwege nicht aufsuchen, aber auf der Rückreise wirst du einen Tag bei ihm bleiben, du bist ihm zu Danke verpflichtet, — und er hat dich lieb, Heinz!“

„Natürlich, Vater, — natürlich. — Ich tu's ja so gern!“

Der Oberamtmann ist aufgestanden und sagt:

„Uebrigens ist es eine schöne Sache um die Dankbarkeit, — sie ist selten auf Erden!“

Die Worte treffen Alara Herbarts Herz schwer. Auf dem besten Wege ist sie, Unheil in dies friedliche Haus zu tragen. Sobald sich eine Gelegenheit bietet, erhebt sie sich und sagt Gute Nacht, sie fühle sich nicht ganz wohl.

Als Heinz ihr die Hand drückt, merkt er, daß die ihre eiskalt ist. Alle Kraft nimmt er zusammen und sagt ruhig:

„Gute Nacht, Schwesterchen, — schlafen Sie wohl!“

V.

Während draußen die ersten Herbststürme über die Stoppeln segten, kämpften Alara Herbart und Heinz Nühling ihren schweren Streit in der Einsamkeit aus. Der Liebe Rot war über sie hereingebrochen, ihr junges Blut rang mit dem kühlen Verstande, der beiden sagte: es geht nicht, es geht nicht! Da kamen Stunden, in denen das heiße Blut ihnen gebieterisch zurief: Laß die Bedenken, du bist ein Mensch und hast ein Anrecht auf Glück! Besonders schwer war der Kampf für den jungen Offizier. Er fühlte sich gefesselt an Händen und Füßen. Sein Beruf brachte ihm gleichmäßige, geringe Einnahmen, er war ein Mann und willens, tatkräftig sich eine bessere Position zu schaffen, — aber wie? Den Rod des Königs ausziehen — und was dann? Als Kadett war er nur vorgebildet für seinen ehrenvollen Beruf, er sah, wie der pflichtgetreue Vater ringen mußte, um die Seinen standesgemäß ernähren zu können, Kapital stand weder ihm noch Alara Herbart zur Verfügung und als Leutnant a. D. was sollte er da anfangen? Zur Versicherung gehen und betteln, daß man mit ihm Abschlüsse machte, damit er die Provision einstreichen konnte? Eine Gänse-

haut überließ ihn bei dem Gedanken! Er, der erzogen worden war zum Befehlen, er sollte antichambrieren, er, der immer von oben herabgeblickt, auf jeden, der nicht höherer Staatsdiener oder auf der Scholle seiner Väter saß?! Er zermarterte sein Hirn und fand doch keinen Ausweg. Oft tauchte in ihm der Gedanke auf, sich Onkel Reuter anzuvertrauen, aber noch immer wieder verwarf er ihn. Was sollte denn der für ihn tun? Geld geben, — vielleicht, aber doch nicht so viel, daß er heiraten konnte, er wußte wohl, im Geldpunkte hatte Onkel Reuter eigene Ansichten, seriöse Kaufleute denken eben anders wie junge Offiziere. Gewiß, er hatte Beziehungen in Frankfurt am Main, vielleicht konnte er ihn unterbringen als Kommiss in einem großen Geschäft und wenn er sich bewähren würde, war es zu erwarten, daß er durch den Einfluß seines Vaters vielleicht schneller in eine bessere Position kommen konnte als mancher andere. Aber so vernünftig war Heinz Nühling doch, daß er sich sagte: jahrelang muß ich erst lernen, denn ich kann doch vorläufig noch nichts, — gar nichts; weder kenne ich die geschäftlichen Usancen, noch habe ich genug Sprachkenntnisse! Und sein junges, heißes Blut rebellierte gegen das jahrelange Warten, Alara sollte sein werden, schnell, er glaubte nicht auf die Dauer die Kraft zu besitzen zu arbeiten und zu warten, warten, bis vielleicht in zehn Jahren sich ihm ein so gut dotierter Posten bot, daß er auf den hin heiraten konnte. Und in zehn Jahren ward er auch Hauptmann, passierte ihm dann ein Unglück, so erhielt er doch eine kleine Pension, die ihn vor der schlimmsten Not geschützt hätte. Aus all diesem Widerstreit kam er nicht heraus und wenn dann sein Innerstes erschüttert war bis zur Verzweiflung, dann warf er sich aufs Pferd und ritt hinaus in den Herbststurm, um sein wildes Blut zu beruhigen. Er hatte es eilig, bei den Nachbarn Besuche zu machen; mit der auf dem Bande üblichen Gastfreundschaft hieß man ihn willkommen, immer hatte man den lustigen Offizier gern gehabt, so ausgelassen aber, wie er diesmal war, so hatte man ihn doch noch nicht gekannt; man wunderte sich, war denn Heinz Nühling nervös geworden? Der Nachbar sprach mit dem Nachbar darüber, vor allem die Damen, wenn sie jetzt in der stillen Zeit häufiger zusammenkamen. Das mußte doch einen Grund haben? Auf dem Lande nimmt man nun einmal reges Interesse an seinen Mitmenschen, die Tuscherei ging los: Er wird verliebt sein, der junge Heinz Nühling! Mein Gott, mit fünf- undzwanzig Jahren war das ja begreiflich! Aber in wen? Natürlich in die schöne, aber ganz arme Alara Herbart! Wie die Eltern nur das nicht hatten voraussehen können, es hatte ja so kommen müssen, — natürlich, natürlich!

Für Alara Herbart war der Kampf doppelt schwer. Die Nächte lag sie schlaflos, die großen, dunklen Augen starrten hinein in die Finsternis. Sie fühlte sich schuldig und konnte doch nichts dafür! Heinz' Eltern hatten sie aufgenommen mit größter Liebe, man ließ sie nicht fühlen, daß sie Angestellte, bezahlte, bessere Dienerin in Wernsdorf war, wie ihre leibliche Tochter behandelten sie Oberamtmanns. Und nun würde sie Unfrieden über dies Haus bringen! Oft dachte sie daran, zu fliehen, über Nacht wollte sie mit dem Nötigsten heimlich nach Anklam gehen und irgendwohin fahren. Aber wohin? Und wie lange würde das wenige Geld, das sie besaß, reichen, wenn sie nicht gleich wieder eine feste Anstellung bekam? Fremdes Brot, immer wieder fremdes Brot, wie hart das war! Dann nahm sie sich vor, ein paar Annoncen aufzugeben und wenn sie eine sichere Unterkunft gefunden, sofort abzureisen. Ja, das wollte sie tun, fest wollte sie bleiben, so redete sie sich ein in den stillen, schlaflosen Nächten. Aber wenn sie dann am Morgen Heinz' männlichen Tritt auf dem Flur hörte, — seine Stimme, dann zog neue Qual in ihr Herz ein, sie konnte nicht weg, darüber würde sie zugrunde gehen, so meinte sie. Und da redete sie sich ein, daß die Not doch nach einigen Wochen ein Ende haben müsse, Heinz lehrte zu seinem Regimente nach Straßburg zurück und bis er wiederkam, war sie längst über alle Berge, — längst.

Und wenn sich dann die beiden jungen Menschenkinder begegneten und sich die heißen Hände gaben und mit glühenden Augen und gesuchter Stimme ansahen, da wußten sie beide, daß das Gewitter über ihnen war und daß ein zündender Blitz aus ihren Augen sie beide niederschmettern, wehrlos machen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Orakelpantöffelchen.

Eine heitere Neujahrsgegeschichte von Alwin Römer.

I.

Durch die breite, schneeglatte Waldstraße klingelte ein Schlittenfuhrwerk. Heinz Duvened, der aus der Großstadt plötzlich zur Stellvertretung eines reiseflustigen Oberförsters wieder in die Waldstille versetzte Forstassessor, sah in seinen biden Pelz gemummelt, verdrießlich darin, um von der Station noch vor Abend an seinen Bestimmungsort zu kommen.

Welch ein behördlicher Anflug, einen so lebenslustigen Kerl wie ihn just zur Jahreswende aus allen sieben Himmeln des Vergnügens zu reißen! Für neun Wälle hatte er noch Einladungen gehabt und rein nährlich waren die hübschen Mädels hinter ihm her gewesen. Nun konnte er in diesem Eulenkörner sitzen und Krübsal blasen! Das neue Jahr hing, bei Gott, großartig an!

Schade, daß er sich nicht wenigstens in eine der reizenden Großstädterinnen ernsthaft verliebt hätte! Da war ihm doch jetzt ab und zu mal ein tröstliches Briefchen ins einsame Forsthaus geflogen! Aber er hatte den „rechten Kumm“ doch für keine einzige aufbringen können. Die war ihm zu dumm und jene zu klug erschienen. Nun sah er in Bodenbed wie der Fischreißer, dem auch die Gründlinge weggeschwommen sind. Es war wirklich eine erbärmliche Geschichte!

Vielleicht wenn sie alle nicht gar so entgegenkommend gewesen wären! Nur halb so kühl und vornehm wie die zum Küssen schöne schlanke Goldseligkeit, mit der er vorhin eine halbe Stunde lang im Nichtrauchercoupé zusammengesessen hatte! Das richtige Prinzesschen Stachelbraut, das allen seinen bewährten kleinen Anknüpfungsversuchen gegenüber hart und stumm wie Marmor geblieben war und sofort das Damencoupé aufgesucht hatte, als der Esel von Schaffner mit der Nachricht gekommen war, daß jetzt Platz geworden sei. Das war eine gewesen, die es ihm hätte antun können! Einen so schönen feingeschnittenen Mund hatte er lange nicht gesehen und so tiefe braune, geheimnisvolle Augen erst recht nicht.

Auf den Fichtenzweigen zu beiden Begleitern ließ die Abendsonne den Schnee rosig aufschimmern, während ein schadenfroher Windstoß an den unteren Zweigen hinfuhr und ein altes gebühtes Mütterchen mit einem schweren Handkorb am Arme in eine richtige Fuderwolke hüllte. Gerade hatte der Schlitten sie überholt und klingelte nun, seines nächsten Triumphes sicher, hinter einem tapfer ausschreitenden, schlanken Personchen her, dessen anmutige Haltung in dem jungen Forstmann eine frohe Ahnung aufblitzen ließ. Solch' halblangen, taubengrauen Paletot und solch' dunkles Pelzbarettschen hatte Prinzessin Stachelbraut doch vorhin auch getragen?

„Se, Kutscher, halten!“ kommandierte er, als sie das Fräulein erreicht hatten. Und den Hut höflich schwenkend, wandte er sich an die leise Errötende mit vollendeter Artigkeit:

„Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Schlitten anbieten, gnädiges Fräulein? Es wird dunkel und“

„Wenn Sie so menschenfreundlich sind,“ entgegnete sie, ihre Verlegenheit schnell niederkämpfend, „warum haben Sie das alte Fräulein dort nicht zuerst aufgefordert? So muß ich bedauern!“

Und sie neigte kaum merklich das Haupt und schritt weiter.

„Ei verflucht, da sein mer schön abgelaufen!“ meinte der etwas rebelle Kutscher mit einem dummen Lachen. Aber Heinz Duvened überhörte es geflissentlich. Er biß sich nur ärgerlich auf die Lippen und brummelte:

„Recht hat sie eigentlich; das läßt sich nicht weglegen!“ Und plötzlich gab er Order:

„Wenden Sie um, Kutscher! Wir wollen die Alte holen!“ Kopfschütteln kam dieser dem Befehl nach und half alsbald dem von Dankbarkeit überfließenden Weiblein auf den Sitz neben sich.

Wie sie nun jedoch ihren Weg aufs neue verfolgten, war seine schöne Augenweide plötzlich wie weggekehrt. Sie hatte offenbar einen Seitenweg eingeschlagen, um diesem verdächtig gesonnenen Schlittenkavalier noch rechtzeitig entweichen zu können.

Und nun lachte der alberne Kutscher doch wahrhaftig noch dämlicher!

II.

„Sie kommen natürlich mit zu Pastors, Herr Kolleg!“ sagte der joviale Oberförster, der seine Ablösung in aller Kürze instruiert hatte. „Helfen Sie der Jugend flott Blei gießen, wenn wir Alten Ihnen zu langweilig sind! Die Pastorkinder sind ein fideles Wöllchen und meine Frieda wird Sie schnell mit allen bekannt machen. Nicht wahr, Amsel? Ich habe vorher nämlich noch ein paar dringende Wege!“

Duvened wollte Einwendungen machen. Aber die beiden Herren nichts gelten. So fügte er sich ziemlich gleichgültig.

Als sie die Pfarre betraten, hallte ein fröhlicher Lärm aus dem oberen Stodwerk.

„Vater arbeitet noch an seiner Predigt!“ empfing sie strahlend ein langaufgeschossener, in das muntere Försterkind unheimlich verliebter Primaner. „Wir geh'n nach oben! Aber leise aufstreten. Die Mädels fragen nämlich gerade das Heiratsorakel, das die alte Marlene ihnen angepriesen hat!“

Auf Zehen schlichen sie alle drei jetzt die Stufen hinauf bis an das Zimmer, aus dem der ausgelassene Jubel drang.

Und nun riß der Schabernad liebende Bruder plötzlich die Tür auf, um sich an dem Wirrwarr zu weiden, den das fremde Gesicht in diesem Augenblick unfehlbar hervorrufen würde.

Ehe der neugierig gewordene Assessor jedoch Einblick in den unchristlichen Silvesterpöbel des Pfarrhauses gewinnen konnte, flog ihm als ein etwas sonderbares Willkommen ein zierliches braunes Lederpantöffelchen ins Gesicht, das er verblüfft, aber mit unwillkürlicher Geschicklichkeit auffing. Darauf jedoch entstand ein tolles Durcheinander. Schreiend und lachend entwichen die fünf, sechs Mädels durch die Nebentüren und nur Marlene, das alte Faktotum der Familie, stand noch im Zimmer und rief triumphierend:

„Ev, du bist die einzige! Du machst Hochzeit im neuen Jahr!“

Sie hatte die Pfarrersmädels nämlich nacheinander den Pantöffel mit der Spitze rückwärts über den Kopf werfen lassen. Doch nur bei der ältesten war er auf die Stubentür zu, ja sogar durch diese hinaus geflogen, ein Anzeichen, von dessen unbedingter Zuverlässigkeit schon Marlenens Großmutter Wunderdinge zu berichten gewohnt hatte.

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe der Mädelschwarm und mitten unter ihm das Glöcklein wieder erschien, letzteres noch immer in verräterische Blut getaucht.

„Ich muß sehr um Verzeihung bitten, Herr Assessor!“ flüsterle sie ganz verlegen und vermochte nicht, die braunen Augen zu ihm aufzuschlagen. Ihm wurde merkwürdig warm und weich ums Herz, als er sie nun erkannte.

„Ach, was denn?“ lachte er ein wenig befangen. „Das hat mir nicht weiter weh getan! Aber heute nachmittag ...“

Da war sie ihm schon leise auflachend entschlüpft. Herr Gott, wie süß konnte sie lachen, seine feine, schlanke Prinzessin Stachelbraut, die von einem Weihnachtsbesuch bei Verwandten heute im gleichen Zuge mit ihm wieder heimgekehrt war.

III.

Eine so gemüthliche Neujahrsnacht hatte Heinz Duvened bisher noch niemals erlebt. Wie waren sie lieb und nett gewesen zu ihm, Alte und Junge! Nur Eva, die Älteste, war bis zuletzt wie in einen unsichtbaren Mantel halber Zurückhaltung gehüllt geblieben. Und als er ihr in der feierlichen Rittersnacht Glück gewünscht und dabei etwas verwegen ihren Vornamen gebraucht hatte, waren ihre braunen Augen ernsthaft über sein Antlitz hingeglitten und sie hatte nicht unfreundlich, aber doch abwehrend erklart:

„Eva heiße ich nur für unsere nächsten Bekannten, Herr Assessor!“

„Verzeihung,“ hatte er in drolliger Zerknirschtheit erwidert, „aber wir kennen uns doch jetzt auch schon im zweiten Jahre!“

Daraufhin hatte sie doch lächeln müssen. Und von diesem Lächeln hatte er geträumt mit ihrem Pantöffelchen auf dem Herzen. Denn das gab er ganz gewiß nicht wieder heraus, dieses liebe kleine, küßenswerte Orakelzeichen!

Schon in aller Frühe hatte er sich aus dem Gewächshaus des Rittergutes ein paar prächtige Sträucher besorgen lassen. An dem mit der einzigen Rose darin aber hatte er seine Karte mit der Aufschrift: „Für Fräulein Eva Damberg mit herzlichsten Neujahrsgrüßen!“ geheftet. Und nun war die Kirche aus, und er ging, frohbewegten Herzens, im Pfarrhaus seine Dankvisite abzustatten.

Merkwürdig, in dem Hause gab's immer ein Hallö, sogar am Neujahrsmorgen! Aber diesmal kam's aus dem Erdgeschloß. Deutlich unterschied er das Lachen des Primaners, die etwas bellenden Stimmen der Mädels, die beglückenden Worte der rundlichen Frau Pastor, die den anscheinend heute etwas trüblich aufgelegten kleinen Pfarrherrn zu beruhigen versuchte.

Da er nicht unfreiwilliger Dorker werden wollte, klopfte er an.

„Gerein!“ rief der Hausvater, der wohl einen Bauer in seiner Gemeinde vermutet hatte. Wie er jedoch seinen Gast von gestern erkannte, sprang er auf aus seinem Lehnstuhl und humpelte ihm, ein bißchen verlegen werdend, entgegen.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Assessor,“ sagte er, Häglic auf seine merkwürdig kleinen Füße heruntersehend, von denen der eine in einem kleinen, braunen, Heinz seltsam bekannt anmutenden Pantöffelchen steckte, während der andere den grauen, hausge-

steichten Strumpf ohne Prüderie preisgab, aber die abscheulichen Mädel haben mir doch gestern richtig einen meiner Pantoffel verpoltert! Wir haben schon das ganze Haus umgekehrt; er ist wie fortgebeht! Aber ist das ein Wunder, wenn man solch höllischen Unfug damit in einem christlichen Pfarrhause treibt?"

Unwillkürlich legte Heinz Dubened die Hand an seine Brust, fest über die Tasche, in der das Pantöffelchen wieder Quartier bezogen hatte. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Dafür stieg ihm jedoch flott und marschförmig das Blut vom Herzen auf über Hals und Wangen, bis in die Schläfen und Ohrzüpfel hinein. Sehr viel brauner war auch der kleine Lederpantoffel nicht, um den sich's handelte!

Und wie sie den Gast nun alle erstaunt betrachteten und über Fräulein Gas reizendes Antlitz plötzlich ein Lächeln huschte, ein Grinsen bildendes und doch dabei ein ganz klein wenig molantes Lächeln voll ahnendem Verlehen, da griff er plötzlich in die Tasche, holte den intriganten kleinen Gefellen heraus und stammelte mit einem Ausdruck, der fast noch blöder war als das Minenspiel seines gestrigen Schlittenlenkers:

"Bitte, da . . . ja, da ist der . . . der nichtsunkige . . . äh . . . Ausreißer! . . . Ich habe ihn . . . aus Versehen natürlich . . . das heißt . . ."

Er brauchte sich nicht weiter Mühe zu geben. Ein schallendes Gelächter erschütterte das allzeit für Fröhlichkeit empfängliche Pfarrhaus. Sie lachten alle, vom Vater an bis zur schnippischen Tüngsten. Und wie Virtuosen lachten sie, herzhast und lange! Nur eine tat nicht mit. Die sah mit großen, tröstlich lächelnden Augen in sein verwirrtes, heißes Antlitz. Keine Spur von Spott mehr war darin zu lesen! Und das tat ihm so wohl, daß er nicht davon stürzte, wie's ihm sein Unmut einflüstern wollte, sondern sich zurecht ließ und blieb.

Das Pantöffelchen aber, unter das er daraufhin im Laufe des Jahres geriet, war noch ein ganz Teil weicher und zierlicher als jenes einst zärtlich geküßte seines trefflichen Schwiegervaters . . .

Vom Alten ins Neue.

Im Vordergrund des neuen Jahres steht auf der Silvesterfeier neben dem Silvesterkarpfen der traditionelle Punsch. Alter Volksbrauch und der unvermeidliche Aberglauben in dieser bedeutungsvollen Wendenacht haben das Ihrige getan, diesen Festschmaus und -Trank geradezu unvermeidlich zu machen. Wir wollen daher auch nicht verfehlen, der Hausfrau bei der Lösung dieser „Probleme“ unter die Arme zu greifen: 1. Wie braue ich einen delikaten Punsch? 2. Wie bereite ich den Silvesterkarpfen zu? Hier die Antwort.

1. Der Punsch.

Silvesterpunsch. Wer keine Punscheffenz verwenden will, kann einen Punsch auf folgende einfache Weise bereiten: Der Zucker wird zunächst zerlassen, und zwar rechnet man etwa 300 Gramm auf 3 Liter Flüssigkeit. Zu 1½ Liter kochendem Wasser braucht man 1 Liter Rotwein und ½ Liter Arrak oder Rum. Letzteren gießt man zuerst auf den Zucker, dann den Rotwein darauf und schließlich das kochende Wasser dazu. Das Getränk hat dann gerade die mundgerechte Wärme.

Rotweinpunsch. Ein Pfund Gutzucker setzt man mit ¼ Liter Wasser aufs Feuer, gibt, wenn der Zucker sich gelöst hat, zwei Flaschen Rotwein und ½ Liter Arrak dazu, läßt das ganze kochend heiß werden und serviert ihn.

Apfelsinenpunsch. Man reibt die gelbe Schale von drei bis vier Apfelsinen auf Zucker ab, gibt diesen Saft in die Terrine und drückt den Saft von sechs Apfelsinen und zwei Zitronen durch ein Sieb darüber. Dann bringt man ein Pfund zerhackten Gutzucker mit einer Flasche guten leichten Weißwein und 1 Liter Wasser zum Kochen, gibt dies zu dem Zucker und fügt zuletzt noch ein bis zwei Flaschen Weißwein und ¼ Liter feinen Rum oder Arrak dazu.

Englischer Punsch. Man reibt die Schale von zwei großen Zitronen auf 250 Gramm Gutzucker ab, schlägt den Zucker in Stücke, legt diese in die Terrine, preßt den Saft der beiden Zitronen darauf, gießt 1 Liter starkkochendes Wasser darüber und verrührt alles gut. Nun reibt man eine kleine Muskatnuß hinein, fügt ¾ Liter Kognak hinzu und läßt bei beständigem Umrühren den Punsch auf heißer Herdplatte oder über dem Kohlenbecken gut heiß werden. Kochen darf er nicht.

Kandispunsch. Zwei Pfund Kandiszucker (Zuckerfand) läßt man auf heißer Stelle in ¾ Liter Wasser zergehen und gießt ihn durch ein Sieb. Dann setzt man ihn wieder auf gelindes Feuer, gibt zwei Flaschen Weißwein und zwei Flaschen Rotwein dazu, läßt die Flüssigkeit bis zum Kochgrad kommen, fügt den Saft einer großen Zitrone und eine halbe Flasche Arrak dazu und serviert das Getränk recht heiß.

Russischer Eispunsch. In einen halben Liter Wasser gibt man 1 Pfund Kolonialzucker, von welchem man mehrere Stücke benötigt, um eine Vanillenfange auszureiben. Auch diese setzt man dem Wasser bei und preßt auch den Saft einer Zitrone und einer Orange hinein. Hat sich der Zucker aufgelöst, setzt man

die Flüssigkeit durch ein weißes Leinentuch, gibt 1½ Liter guten Weißwein und ¾ Liter Arrak daran und stellt den Punsch einige Stunden auf Eis.

2. Der Karpfen.

Gedämpfte Karpfen. Die Karpfen werden geschuppt, gewaschen, ausgenommen und nochmals gewaschen. Dann läßt man die Fische 2–3 Stunden gut gesalzen liegen und schneidet dann jeden Fisch in 2 bis 3 Stücke, je nach der Größe. In einer Kasserolle läßt man ca. 200 Gramm Butter zergehen, gibt die Fischstücke nebst einer Zwiebel, die mit einer Nette befestigt ist, 5 bis 6 Pfefferkörner, 1 Lorbeerblatt, eine kleine gepulverte Gelbrübe und 1–2 Zitronenscheiben hinein und läßt die Fische ¼ Stunde dampfen. Dann gießt man circa ¼ Liter Fleischbrühe und ein Glas Weißwein zu und läßt die Karpfen auf der Seite des Herdes in circa ½ Stunde gar kochen. (Die Fischstücke dürfen nicht zerfallen.) zehn Minuten vor Tisch gibt man zum Sämigmachen der Sauce ½ Eßlöffel angerührtes Mehl hinzu, läßt nochmals aufkochen, nimmt die Fischstücke vorsichtig heraus und legt sie recht hübsch auf eine heiße Platte und gießt die mit einem halben Teelöffel Maggi im Geschmack gekräftigte Sauce durch ein Sieb über die Fische.

Karpfen mit Bischofsauce. Ein schöner, großer Karpfen wird nach dem Schlachten ausgenommen, gewaschen, in Stücke geschnitten, die man leicht mit scharfem Messer einkerbt und mit Salz bestreut. Drei bis vier fein gehackte Schalotten (im Notfall Zwiebeln) und anderthalb Löffel Mehl werden in zerlassener Butter gar geschmitten, dazu gibt man ½ Liter Rotwein, verkocht alles zu ebener Sauce, die man mit etwas Zucker, der sein abgeschnittener Schale einer kleinen, grünen, bitteren Pomeranze, ein wenig geriebener Zitronenschale und Salz würzt. In dieser Sauce werden auf gelindem Feuer die Fischstücke langsam gar gekocht und darin angerichtet. Man kann kurz vor dem Anrichten mit einem Löffel Rotwein nachwürzen.

Karpfen in Rotweinsauce. Man schlachtet den Karpfen und fängt in ½ Tasse voll Essig das Blut auf und schneidet ihn in Stücke. Sind die Stücke gewaschen, so tut man sie nebst Salz, geschnittenen Zwiebeln, grobgehacktem Pfeffer und Rosen, Zitronenscheiben und Lorbeerblättern in eine Kasserolle, gibt Wasser und so viel Rotwein hinzu, daß der Karpfen eben bedeckt ist. Dann nimmt man den Schaum ab, gibt ein großes Stück Butter nebst etwas feingestohlenen Zwiebeln hinein und läßt denselben nicht gar zu stark kochen. Kurz vor dem Anrichten rührt man das Blut und ein Stück Zucker durch, legt den Karpfen in eine Schüssel und rührt die Sauce, welche recht gebunden sein muß, durch ein Sieb darüber.

Am Schachbrett.

Auflösung zu Nr. 296.

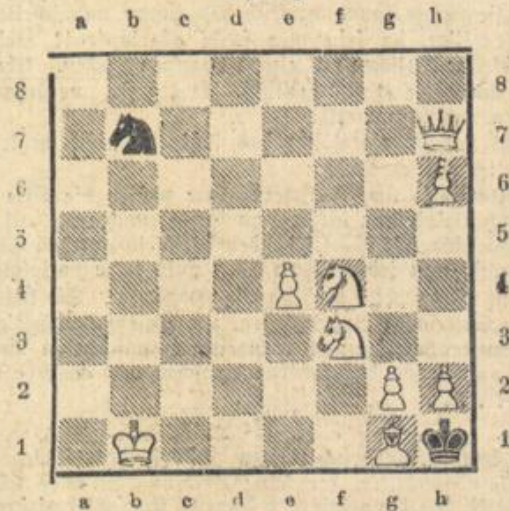
- | | | | |
|----------------|--------|-----------------|--------|
| 1. g2–g4 | f5 f4 | 1. . . . | f5×g4 |
| 2. Kd6–e6 | Kd5×e6 | 2. f3×g4 | Kd5–e4 |
| 3. Lf1–e4 matt | | 3. Lf1–g2 matt. | |

Richtige Lösung schickten ein: F. Maeder-Wiesbaden. — L. König-Wiesbaden. — Th. Simon-Wiesbaden. — Aug. Ohlenburger-Wiesbaden. — Schachede Kurhaus-Wiesbaden. — Schachgesellschaft Cass. Habsburg-Wiesbaden. — Ph. Neigenau-Wiesbaden. — Emil Rober-Wiesbaden. — Ch. Feller-Viebrich. — Chr. Demoulin-Viebrich.

Schach-Aufgabe.

Dreizüger von S. Loyd.

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Wobes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Reybold in Wiesbaden.